

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1884-1885)
Heft: -: Jahresheft

Artikel: Die Mapillas
Autor: Schmolck, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Mapillas.

Von W. Schmolck in Chombala.

Man ist in Europa gewohnt, von Indien als einem Wunderlande zu reden. Man denkt dabei an die überaus reich gesegnete Pflanzenwelt, unter deren schattigem Laubdach die Könige der Tierwelt, Tiger und Elephanten sich lagern; an riesige Bäume, an denen mächtige Schlingpflanzen sich emporranken, und auf deren Zweigen Schaaren von Affen und Schwärme von prächtig gefiederten Papageien herumklettern; an furchtbare Riesenschlangen, die im Dickicht auf das ahnungslose Wild lauern, und die selbst den Kampf mit dem königlichen Tiger nicht scheuen; man träumt von Gold und Edelgestein führenden Flüssen, an deren Ufer kolossale Krokodile und gefräßige Alligatoren sich sonnen; man erwartet, dass der Fuss des Wanderers auf Weg und Steg auf giftige Schlangen und Skorpionen stosse; man denkt sich die Urbewohner dieses Landes in einem Zustande natürlicher Unschuld und den gebildeten Arier auf der höchsten Stufe philosophischen Denkens; man phantasirt von Vedas lesenden Brahminen, von Welt entsagenden Sanyasis und Yogis, von Menschen mordenden Thags und kühnen Räubern. Unter dem Hindu stellt man sich einen ideal gerichteten Menschen vor, der sich mit Vorliebe mit den Rätseln des Daseins beschäftigt und unter dem Anhänger Mohammeds einen zwar fanatischen, aber edelmütigen Menschen, dem sein Wort heiliger ist, als das Leben. So habe ich mir Indien und seine Bewohner vorgestellt, so lange ich es nur aus Büchern kannte.

Als ich nach Indien kam, fand ich, dass Indien zwar ein Wunderland ist, aber ich merkte bald, dass ich das Wunderbare dieses Landes in ganz anderer Richtung zu suchen hatte, als ich es bisher getan; denn das Wunderbare liegt für den aufmerksamen Beobachter nicht in erster Linie in der grossartigen Natur des Landes, nicht in seinen altertümlichen Baudenkmalern, auch nicht in der staunenswerten Mannigfaltigkeit seines heutigen Völkerlebens, sondern vor Allem in der Unnatur, deren Stempel ein vom natürlichen Boden seiner Bestimmung abgewichenenes Menschengeschlecht allen seinen sozialen und religiösen Verhältnissen, ja den intimsten und heiligsten Beziehungen des Familienlebens mit so eiserner Konsequenz aufgedrückt hat, dass der Abendländer oft nur noch mit Mühe Spuren entdeckt von den natürlichen, gottgeordneten Banden, die den Menschen an den Menschen

und an sein Vaterland ketten. Ausser der Kaste gibt es für den Hindu, und wir dürfen kecklich behaupten, auch für den Mohammedaner in Indien keine Heimat, kein Vaterland, keine Familie. Der Schöpfer hat das Füllhorn seiner Gaben so reichlich über dieses Land ausgegossen, wie wohl über kein anderes. Er hat dieses Hinduvolk und seine Anverwandten so herrlich begabt, wie wohl wenige andere Völker des Erdbodens; aber die verabscheuungswürdige Institution der Kaste hat dem Hindu die Hände gebunden, sich diese Güter anzueignen, und seinen von Natur so hellen Verstand verfinstert.

Diese Eindrücke begleiten uns auch in Malabar auf Schritt und Tritt und auch bei demjenigen Teil seiner Bewohner, die ich Ihnen heute vor Augen führen will. Es ist dies das Volk der *Mapillas*, abgekürzt *Maplas*, oder wie die Engländer sagen: *Moplas*.

Die *Mapillas* sind jedenfalls ein verhältnismässig junger Bestandteil der malabarischen Bevölkerung und sind wohl erst in der christlichen Aera als Volk und auch als religiöse Sekte aufgetreten.

Schon im frühen Altertum haben zwischen Arabien und der Malabarküste lebhaft Handelsverbindungen bestanden; wir finden auch Spuren, dass Egypten und andere ostafrikanische Länder bis zur Mozambique-Küste herab mit Malabar Handelsverkehr hatten. Ohne Zweifel haben schon im Anfange, vielleicht auch schon vor der christlichen Zeitrechnung, die Araber Handelsniederlassungen und Faktoreien auf der Malabarküste gegründet, und während der monsunfreien Monate von Anfang Oktober bis in den April hinein besuchten ihre Schiffe die Küste, brachten aus Arabien Datteln, Waffen, grobe Zeuge, Alowa etc. und nahmen als Rückfracht Cocosnüsse, Pfeffer, Cardamom, Ingwer etc. ein. Nach *Caldwells* Angaben soll im neunten Jahrhundert unserer Aera eine eigentliche Einwanderung von arabischen Kolonisten stattgefunden haben. In unsern Tagen zählt die englische Provinz Malabar gegen 460,000 *Mapillas*, und in den beiden National-Königreichen *Cotschin* und *Travancore* leben ungefähr 140,000, so dass in ganz Malabar von *Gokarna* bis *Kap Kumari* circa 600,000 *Mapillas* leben.

Ihr rapides Wachstum erklärt sich teils aus der ausserordentlichen Fruchtbarkeit dieses Volkes, teils aus der grossen Energie, mit der schon unmündige Knaben auf selbständigen Erwerb und Gründung eines eigenen Herdes ausgehen; sodann aber auch daraus, dass weitaus die meisten der Jahr aus Jahr ein von den höhern Hindukasten Ausgestossenen, besonders Weiber, bei den *Maplas* freudige Aufnahme finden. Als der Sultan *Tippu* von *Maisur* am Ende des vorigen Jahrhunderts Malabar mit seinen fanatischen Schaaren heimsuchte, wurden Tausende und aber Tausende von Hindus mit Gewalt zu Mohammedanern gemacht und so die Zahl der *Mapillas* ganz erheblich verstärkt; endlich

darf man nicht vergessen, welche bedeutenden Privilegien sie entweder von den Malabarischen Königen zu ertrotzen wussten, oder welche ihnen freiwillig erteilt wurden. Dass die Mapillas schon in früheren Zeiten eine sehr wichtige und angesehene Stellung in Malabar einnahmen, geht schon aus ihrem Namen hervor. „Mapilla“ ist eine Kontraktion aus den beiden Worten Mahá und Pilla (Mahá = gross und Pilla = Kind) und bedeutet „Grosskind“ im Sinn von älterm Sohn oder „Erstgeborener“. Im südlichen Malabar, in Travancore ist dieser Ehrentitel auch den syrischen Christen von den Königen zugestanden worden; auch haben sie ebenso, wie die Maplas, besondere Handelsprivilegien und andere Vorrechte besessen.

Man darf sich nicht wundern, dass in einem Lande wie Malabar, wo die Kaste eine solche Höhe der Ausbildung erreichte, wie sonst in keinem Lande der Erde, schon in den frühesten Zeiten der Handel des Landes sich in den Händen eines privilegierten, fremden Handelsstandes befand. Es ist natürlich, dass die durch peinliche Kastengesetze vom Verkehr mit Fremden hermetisch abgeschlossenen Malabaren nur in sehr untergeordneter Weise sich am Handel beteiligen konnten. Wahrscheinlich sandten die an den Küsten ansässigen, fremden Kaufleute ihre Agenten in das Inland, und diese tauschten dann die Erzeugnisse des Landes gegen fremde Waaren oder baares Geld ein, wie es im wesentlichen bis auf den heutigen Tag in Malabar geschieht. Das Geschäft dieses Zwischenhandels vermittelt auch heute noch der Mapla, während freilich der überseeische Handel nun fast vollständig in den Händen der Engländer und Deutschen ist.

Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, dass schon lange, ehe die Maplas auf der Bildfläche der malabarischen Geschichte erscheinen, der malabarische Handel in fremden Händen war. Etwa ums Jahr 200 n. Chr. erlangte der jüdische Herrscher Josef Rabban aus Arabien von dem Bhaskara Novi Varma aus der Dynastie der damals Malabar beherrschenden Perumals das Recht eines Reichsvasallen, Gleichstellung mit den vornehmsten Ständen des Reichs, die Herrschaft Andschuvannam und Steuerfreiheit. Dieser zog die jüdische Einwanderung an, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass damals der Handel mit dem Ausland als Monopol in den Händen der Juden war. Später traten die Perser an die Spitze des malabarischen Handels, unter ihnen wohl auch die Nestorianer, die auf der Küste Kirchen und Gemeinden gründeten. Auch die Manichäer haben bedeutende Privilegien inne gehabt.

Unter allen diesen fremden Handelskolonien hat sich aber keine zu solcher Machtstellung und zu so anhaltendem Einfluss aufgeschwungen, wie die Niederlassungen jener arabischen Händler, die im

neunten Jahrhundert sich in Malabar festsetzten. Der Überlieferung nach gründeten sie verschiedene Herrschaften unter eigenen Oberhäuptern: auf der Koromandelküste Kílkara, auf der Westküste Kodungalur, Tschál, Kalandy, Kowilkandy (Pantalaïni), Dharmapattanam, Madai, Wakarúr, Meikála. Von diesen Niederlassungen aus verbreiteten sie sich über das ganze Land. Die Maplas haben es verstanden, ein Jahrtausend hindurch nicht blos den Handel in Händen zu behalten, sondern sich eine so angesehene soziale Stellung zu verschaffen, dass sie nun in Bezug auf Reichtum dem alten Grundadel des Landes, den Nayern, nicht viel nachstehen werden; ja neuerdings ist Gefahr vorhanden, dass sie durch ihren Wuchergeist und Habsucht eine soziale Plage werden. Ein solcher mächtiger Mapla-Kaufherr richtete als Admiral des Königs von Kalikut dessen Flotte ein und half ihm Kotschin erobern. Er führte den Titel Kója = Gewaltiger.

Die Mapillas wachten natürlich eifersüchtig über ihre Handelsprivilegien, und es ist daher nicht bloss als eine rauhe Redensart der Verwunderung anzusehen, dass, als die Portugiesen unter Vasco de Gama am 20. Mai 1498 auf der Rhede von Kalikut zum ersten Mal Anker warfen und ihre Abgesandten zum ersten Mal den malabarischen Boden betraten, ein des Portugiesischen kundiger Mohammedaner ihnen zurief: „Welcher Satan hat Euch hierher geführt?“ Die Eifersucht der Maplas gegen die see- und handelskundigen Portugiesen zeigte sich in der Anzettelung elender Intriguen gegen dieselben am Hofe des Tamutiri (Zamorin) von Kalikut. Schwere Verwicklungen und blutige Kämpfe zwischen dem Tamutiri einerseits und den Portugiesen und ihrem treuen Verbündeten, dem Perumpattappu (König) von Kotschin, andererseits, waren die traurige Folge. Der blinde Hass der Maplas, die nicht mit Unrecht in den Portugiesen gefährliche Nebenbuhler erblickten, erzeugte auch bei den Portugiesen eine tödliche Feindschaft gegen jene, die sich manchmal in Grausamkeiten Luft machte, wie wir solchen auch bei den spanischen Konquistadoren des XV. und XVI. Jahrhunderts nur zu oft begegnen. Ein Beispiel will ich hier anführen. Als Vasco de Gama 1502 unter dem Titel eines „Grossadmirals des indischen Meeres“ mit 20 Schiffen zum zweiten Mal an der malabarischen Küste kreuzte, hatte ein grosses Schiff, das zirka 300 Hadjis (Mekkapilger) mit Weibern und Kindern an Bord führte, das Unglück, den Portugiesen in der Nähe von Kannanore zu begegnen. Von den Portugiesen umzingelt, erboten sich die Maplas, das Schiff samt Inhalt an die Portugiesen auszuliefern zu wollen, wenn diese ihnen das Leben schenken wollten. Gama wies das Anerbieten ab. Da sagte Jowar Bakky, ein vornehmer Passagier: „Ich bin der Gesandte des Sultans von Egypten, beglaubigt am Hofe

des Tamutiri. Wenn Ihr uns freigebt, so will ich innerhalb 20 Tagen 20 Schiffe voll Waaren Euch als Lösegeld überliefern und will eine Aussöhnung zwischen Euch und dem Tamutiri herbeiführen.“ Doch auch dies Versprechen half nichts; Gama liess Gold und Waaren aus dem Schiffe wegnehmen, führte 20 Maplakinder mit sich fort, um sie dann später in Lissabon in Klöster zu stecken, liess das Steuerruder aushängen, alle Waffen konfisziren und endlich die Passagiere im Schiffsraum einschliessen und das Fahrzeug anzünden. Die armen Schlachtopfer brachen aus, und es gelang ihnen, das Feuer zu dämpfen. Die Weiber hielten ihren Schmuck und ihre Kinder den Unmenschen entgegen und flehten verzweiflungsvoll um Erbarmen. Aber Gamas Herz blieb unerweichbar. Als die Nacht einbrach, umzingelten die Blutmenschen mit ihren 20 Schiffen das unglückliche Fahrzeug, damit ihnen ihre Beute ja nicht entgehe. Die Rufe: „Allah!“ und „Mohammed!“ töntten die ganze Nacht grässlich herüber von den Unglücklichen in die Ohren der portugiesischen Mannschaft, so dass endlich etliche bei Gama Fürsprache einlegten, doch umsonst; am nächsten Morgen fing ein mörderischer Verzweiflungskampf an, und drei Tage und drei Nächte dauerten die Qualen der Unglücklichen, bis das Schiff von den Flammen zerstört wurde. Wer von dem Morden und Brennen übrig blieb, stürzte sich ins Meer.

Ein anderer Vorfall zeigt ebenfalls den bitteren Hass der Portugiesen gegen die Maplas. Vasco de Gama stellte als erste Friedensbedingung an den Tamutiri die Forderung, dass er alle Maplas, 5000 an der Zahl, aus Kalikut verbannen müsse. In den langen Kämpfen der Portugiesen mit den malabarischen Königen finden wir deshalb die Maplas auch immer auf Seite der letzteren.

Wir haben oben gesehen, dass die Maplas unter der Perumal-Dynastie sich bedeutende Vorrechte zu erwerben verstanden. Eine Art eigener Gerichtsbarkeit mag nach und nach dazu geführt haben, dass einzelne Maplageschlechter sich einen gewissen Vorrang über die andern erwarben. Zur Zeit der portugiesischen Herrschaft an der Küste hatte z. B. das Geschlecht der Marakkár (nicht zu verwechseln mit dem allgemeinen Titel der westlichen Maplas) eine Raubfeste bei Wadagara, von wo aus sie bedeutende Raubzüge zu Wasser und zu Land ausführten und den Portugiesen empfindlichen Schaden zufügten. — Ein Geschlecht, das es im Laufe der Zeit zu königlicher Würde und Ansehen gebracht hat, ist die Familie der Bibis oder der Kannanorekönige. Eine Hinduprinzessin aus dem Hause der Kolatiri-Dynastie (Chirakal) soll sich mit einem angesehenen Mapla in geschlechtlichen Umgang eingelassen und so der Kaste verlustig geworden sein; aber sie wurde dadurch die Begründerin der Mapla-Dynastie der Bibis

(Bibi arabisch = Dame). Dieses Haus hat sich bedeutende Reichtümer angesammelt. Unter die Botmässigkeit dieses Maplafürsten gehörten bis in die 70er Jahre dieses Jahrhunderts auch die Lakschadwipus (Lakkediven) mit ihrer Maplabevölkerung und wurden erst dem englischen Gebiete einverleibt, als sich die Insulaner gegen die drückende Herrschaft ihres Radscha empörten und fernere Steuern verweigerten. Nun ist der König pensionirt, hat aber noch immer ein ansehnliches Einkommen von seinem Grundbesitz.

Unter der Herrschaft der Engländer haben die Mapillas ausserordentlich an Zahl und Wohlstand zugenommen. Verschiedene, zum Glück vereitelte Aufstände haben, wenn sie auch nicht in erster Linie politischen Motiven entsprungen sind, doch der Regierung gezeigt, welch gefährliches Element sie an diesem Volk in Malabar besitzt, und haben ein Ausnahmsgesetz für die Mapillas zur Folge gehabt, dass für alle Aufstände die Häupter und Vornehmsten mit ihrem Gut und ihrer Freiheit haftbar sind. Dies Gesetz hat sehr wohltätige Folgen gehabt; denn wenn auch Aufstände immer noch vorkommen, so fehlt es dabei an der nötigen Einheit, um sie wirksam zu machen.

Die Mapillas unterscheiden sich wesentlich von den über ganz Indien verbreiteten, aber besonders im Norden ansässigen Mohammedanern afghanischen Ursprungs. Letztere haben ihre Stammeseigentümlichkeiten treu bewahrt, sind stolz auf ihre Abkunft und betrachten es geradezu für eine Entehrung, Maplas genannt zu werden.

Die Maplas aber sind, wie S. Mateer richtig bemerkt, nach der Religion Islamiten, nach der Person beinahe Hindus. Dennoch aber verläugnen sie nicht ganz die arabische Abstammung väterlicherseits. Sie zerfallen in einen grössern westlichen Zweig, die Jónakár, oder, wie man sie im Südosten des Landes nennt, die Marakkár und in einen kleinen östlichen Zweig, die schon erwähnten Lebbamár (Lebbes), die teilweise aus ihren frühern Sitzen an der Ostküste in den Südosten und Süden Malabars eingewandert sind und im Palghatdistrikt unter dem Namen Raútenmar bekannt sind. Eine weitere, noch fortwährend in der Neubildung begriffene Ableitung ist hauptsächlich in der Gegend von Kalikut und Tanur wohnhaft und führt den Namen Putia-Islam (Neu-Islam). Es ist in jener Gegend nämlich vielfach Sitte, dass die Maplafischer Weiber nehmen aus den heidnischen Mukkuwars (Fischerkaste), wobei jedoch diese Weiber der angestammten Religion treu bleiben und auch die Hälfte der diesen Ehen entstammenden Kinder der Religion der Mutter folgen, während die andere Hälfte sich der Religion des Vaters anschliesst. Diese letzteren bilden dann die Sekte der Putia-Islamkar, d. h. Neu-Mohammedaner.

Die Maplas sind im Ganzen ein kräftiger und robuster Menschenschlag, aber, obwohl ihnen ausser dem Genuss des Schweinefleisches Fleischkost nicht untersagt ist, wie vielen Hindus, leben sie doch wie diese meist von Pflanzenkost, vorzugsweise von Reis; als Zubehör aber geniessen sie viele Fische. Ihre Hautfarbe ist in der Regel ein liches Braun, besonders bei denen an der Küste, während die mehr im Inland lebenden Lebbies von dunklerer Farbe sind. Die aus den Kasten der Tscherumans (Reissklaven) und der Nayadis (Waldmenschen) gewonnenen Proselyten sind hingegen ein ebenso schwächliches und verachtetes Geschlecht wie ihre Stammverwandten.

Unter den Mapillas rasiren die Männer den Kopf vollständig, tragen einen vollen Backenbart, während der Schnurbart verpönt ist. Zu gewissen Zeiten wird auch der ganze Körper rasirt. Unter den Mädchen und jungen Weibern gibt es nicht wenige klassisch gebildete Gesichter, mit einer verführerischen Glut grosser, schwarzer Augen. Diese Evastöchter suchen ihre Reize noch dadurch zu erhöhen, dass sie Augenbrauen und Augenlider mit einer stahlblauen Tinte, Suruma (Antimon) genannt, färben. So befremdend der Anblick auch für den Ausländer ist, so erreichen diese Damen ihren Zweck doch; denn die Augen bekommen in dieser mattblauen Umrahmung einen ganz eigentümlichen Glanz. Auch das Färben der Fingernägel mit der aus dem Mailantschistrauch (*Lawsonia alba*) gewonnenen Henna gilt als Verschönerung; auch die Männer färben vielfach ihre Bärte damit. Ein roter, voller Bart gilt bei den Maplas als das non plus ultra männlicher Schönheit, daher die Henna viel in Anwendung kommt um die schwarzen und grauen Maplabärte schön fuchsroth zu machen. Als ich einmal mit einem Zürcher, der einen prächtigen roten Bart, hatte, in Tellicherry durch den Bazar ging, rannten uns eine Anzahl Maplas nach, um sich an Freund Sp's. Bart zu freuen. Einer sagte zum Andern: „Glaubst Du, der sei ächt? Ist das reine Natur?“

Die Kleidung der Männer besteht aus einem langen, weissen und enganliegenden Rock (Kupáyam) und einem circa 3—4 Meter langen, bunten Lendentuch (Mundu), das um die Lenden geschlungen wird und bis auf die Knöchel reicht. Auf dem Kopfe trägt der Mapla ein weisses, gestepptes Käppchen, in der Form des studentischen Zerevis; es wird Toppi genannt, und daran kennt man den Mapla von Ferne; daher heisst der Ausdruck „den Toppi nehmen“ (Toppi eduka) so viel als Muselman werden. Bei festlichen Gelegenheiten trägt der vermögliche Mapla wohl auch einmal, wie sein afghanischer Glaubensgenosse, über seinem weissen Kittel eine ärmellose, reich gestickte und mit Goldfäden durchwirkte schwere Atlasweste und an den Füssen schön verzierte Ledersandalen; auf seinen Ausgängen trägt er immer

seinen Schirm mit sich und zeigt besondere Vorliebe für den chinesischen Papierschirm.

Das Unterkleid der Weiber besteht aus einem dem Mundu der Männer ähnlichen, bunten Lendentuch, Elatscha genannt, und den Oberkörper kleidet eine weisse Jacke aus Mousseline. Bei Lebbies sind diese Weiberjacken ausserdem noch auf Brust, Rücken und Achsel mit roten Zeugstreifen verbrämt, so dass sie an eine Husarenjacke erinnern. Während die Männer mit Ausnahme etlicher Fingerringe gar keinen Schmuck tragen, sind die vornehmern Weiber förmlich mit Schmuck überladen. Aber auch die ärmeren Maplatschis (Maplafrauen) tragen einen massenhaften, aber sehr wohlfeilen Schmuck. Am Unterarm einer solchen Schönen sieht man oft sechs bis acht schwere, goldene Spangen. Nicht nur sind die Ohrläppchen schwer belastet mit Goldperlen in der Grösse von Erbsen, so dass die Oeffnung im Ohrläppchen oft mehr als einen Zoll Durchmesser hat, sondern auch der ganze Rand der Ohrmuschel ist voller Löcher, in denen mehr als ein Dutzend kleine goldene Ringe hängen; diese barbarische Sitte erreicht bei den Lebbiweibern ihren höchsten Grad, und so ein Weiberohr ist durchlöchert wie ein Sieb. Haben sie keine Goldringe, so treten solche aus einer Komposition aus Zinn und Blei an die Stelle des Goldes. Den barbarischen Nasenschmuck der Tamulen kennt man in Malabar nicht. Hingegen tragen die Maplatschis um die Lenden schwere goldene und silberne Ketten (Tudaru) und um den Hals ein Collier aus grössern, ächten Goldmünzen.

Männer und Weiber huldigen der unflätigen Gewohnheit des Betelkauens. So ein altes, triefäugiges, betelkauendes Maplaweib ist das Bild vollendeter Hässlichkeit. Mit 12 bis 14 Jahren heiraten die Mädchen und daher sind Grossmütter von 28 bis 30 Jahren gar nicht selten. So schnell diese Töchter des Islam erblühen, so schnell schwindet auch Schönheit und Gestalt. Dieser schnelle Verfall weiblicher Schönheit unter den Maplas lässt sich nicht ganz erklären aus der kurzen Dauer menschlicher Blüte innerhalb der Trope; denn Hinduweiber konserviren ihre Reize länger; ich glaube, dass hauptsächlich die schreckliche Vernachlässigung des weiblichen Geschlechtes unter den Maplas und die rohe Behandlung seitens der Männer die Ursache ist, dass so ungewöhnlich viel vor der Zeit verwelkte Gestalten um die Maplahäuser herumschleichen. — Die Unreinlichkeit der Maplas ist sprichwörtlich, und es zeichnet sich auch da das weibliche Geschlecht ganz besonders aus. Der Europäer kann da Szenen beobachten, die ihm die Haare zu Berg stehen machen und auf seine Magennerven einen bedenklichen Reiz ausüben. Längs der Strasse von Tiroor bis Ponani habe ich Dutzende von Weibern gesehen, die eine Art Reis-

kuchen, bol genannt, feilbieten. Eine solche Gruppe näher zu betrachten, ist sehr instruktiv, um eine Vorstellung von dem Reinlichkeitsbegriff der Maplas zu bekommen. Da sitzt also so eine alte Maplatschi, neben ihr ist ein dürftiges Feuerchen aus dürrem Laub und Reisig; auf diesem ein Scherben von einem irdenen Wassergefäß als Backpfanne. Das Weib knetet das mit Wasser ein wenig angefeuchtete Reismehl zu einem Kuchen in freier Hand. Auf der flachen linken Hand ruht die Teigmasse, mit der rechten Hand tätschelt und knetet sie die Masse, bis der runde Kuchen seine richtige Form hat. Nun wandert er in die Pfanne und nach wenigen Minuten ist das Backwerk fertig, und der Kuchen findet seinen Platz auf einem kleinen schmutzigen Schemel bei seinesgleichen. Indessen ist die Tochter auch nicht müßig gewesen; sie hat sich mit den Haaren der betagten Mutter zu schaffen gemacht und mit viel Talent das Wild abgefangen, das sich im mütterlichen Urwald eingenistet hatte, und zu gleicher Zeit hat die Enkelin der Mutter den gleichen Liebesdienst erwiesen. Die vor der malerischen Gruppe stehenden Käufer, meist Maplas und Savahs, finden die Sache ganz in der Ordnung und verzehren ihre Kuchen mit Behagen. -- Honny soit, qui mal y pense!

Die Maplas haben auch das Renommée, grosse Esser zu sein; sie leisten aber dann auch in der Arbeit das Doppelte, was ein Hindu zu Stande bringt. Die Unwissenheit der Maplas ist ganz enorm; verhältnismässig können nur Wenige lesen und schreiben. Meistenteils begnügen sie sich damit, dass sie den Knaben und Mädchen durch den Maluwi (Priester) eine Anzahl arabischer Gebete etc. mechanisch einbläuen lassen. Die englische Regierung ist sehr bemüht, durch Errichtung von Schulen und Erteilung besonderer Vergünstigungen die Erziehung unter diesem verwahrlosten Volke zu heben; bis jetzt aber sind diese Bemühungen sehr wenig erfolgreich gewesen. Mädchen sind fast ganz von der Schule ausgeschlossen und haben nach Ansicht der Maplas ja keine Seele und sind nur als Werkzeuge der männlichen Willkür angesehen. Auch darf kein Weib die Moschee betreten.

Man kann sich ruhig darauf verlassen, dass, wo eine Gruppe Maplas beisammen im Gespräch ist, sich dasselbe nur um drei Dinge drehen kann, nämlich: Geld, Essen und Weiber. Es gehört zu den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen der Maplas aus dem Hinterlande, dass sie sich mit dem zärtlichen Namen: „Malamúri“, d. h. Waldochs, tituliren. Man kann aber noch ganz andere Ehrentitel als etwas ganz Gewöhnliches vernehmen. Die Maplas an der Küste zeigen, namentlich im Umgang mit den Europäern, etwas mehr Lebensart, aber es fällt einem selbst bei nur oberflächlicher Berührung mit diesem ungeschlachten Volke das Wort der Schrift betreffend den Ismael ein:

„Er wird ein Mensch sein wie ein Waldesel; seine Hand gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn.“ (1. Mose 16, 12.) Das weibliche Geschlecht ist seiner menschenunwürdigen Stellung entsprechend auf so tiefer Stufe, dass es sich kaum des Entwürdigenden seiner Stellung bewusst ist. Und doch schlummern in diesem Volk viele hervorragende herrliche Eigenschaften, die, wenn sie durch entsprechende Erziehung geweckt und gepflegt würden, die Maplas zu einem der ersten Völker Indiens machen würden. Vielleicht gibt es auf dem weiten Erdenrunde nicht viele Stämme, denen ein gleiches Mass unverwüsthlicher Energie und Lebenskraft verliehen ist, und es möchten allein die Juden noch in Betracht kommen, wenn es sich um eine Vergleichung handelt.

Die Maplas, obgleich fanatische Anhänger des Islam, stehen doch noch so sehr unter dem Einfluss des drawidischen Dämonendienstes, dass man im Zweifel sein kann, welche Art des Aberglaubens, ob der drawidische Bhutenglaube, oder muselmanischer Aberglaube auf sie mehr Macht ausübt. Diese Erscheinung erklärt sich aber aus der nahen Verwandtschaft mit den Drawiden. Offenbar haben sie eben manches aus dem Dämonendienst mit herüber gebracht in den Islam. Trotz ihres Fanatismus sind sie im Ganzen sehr laxe Beobachter der Vorschriften des Koran. Der Freitag (jumà) gilt zwar als Sabbattag, aber die Maplas gehen ruhig ihren Alltagsgeschäften nach, und Allah wird höchstens mit einer kleinen Andacht in der Moschee um 2 Uhr Nachmittags abgefunden. Vom Islam und vom Koran selbst wissen sie so gut wie nichts. Sie haben aber eine sehr grosse Zahl Volkslieder, in denen die von ihnen als Nebis (Propheten) und Ummas (Erzmütter) anerkannten Personen verherrlicht werden. Da figuriren neben dem Mohammed Nebi auch der Isa Nebi (Jesus), David, Abraham und Adam, neben Kadisha Umma auch die Maria Ummah (Jungfrau Maria), von denen ihre Gesänge das tollste Zeug faseln. — Ueber die Taten ihrer Gójas (Heilige und Heroen) erzählen sie die wunderlichsten Geschichten. Die Gräber derselben gelten für ganz besonders heilig. Viele glauben, diese Grabmäler wachsen von Jahr zu Jahr an Umfang; solche, die etwas mehr mit den Europäern in Berührung kamen, schränken diese Behauptung so weit ein, dass sie sagen, dass seit die Augen fremder Kafirs (Ungläubige) auf den Grabstätten ruhen können, das Wachstum auch aufgehört habe.

Wie diese fabelhaften Heiligen der Vorzeit ein fast göttliches Ansehen geniessen, so sind auch ihre Maluwis (Priester) in sehr hohen Ehren, und man kann es oft beobachten, wie ein Maplakrösus, der über viele Quadratmeilen Land gebietet, sich vor einem alten, armen Maluwi beugt und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küsst, während dieser seine Hand über das Haupt seines Beichtkinds ausbreitet und ihm

seinen Segen erteilt. Die Maluwis machen ihre Studien an der Hochschule zu Ponani. Dieser Ort, an der Mündung des Ponaniflusses und den Backwaters (Lagunen) gelegen, ist die Hauptburg des Islam in maplaischer Ausgestaltung. Was der dortige Oberpriester orakelt, gilt als pramánam (Vorschrift) bei allen Maplas.

Genau betrachtet läuft bei den Maplas die ganze Religion auf mehr oder weniger genaue Beobachtung äusserer Vorschriften und Gebräuche hinaus. Von der Liebe, die im Christentum als des Gesetzes Erfüllung gilt, kennt der Islam der Maplas fast nichts. Die vornehmsten Werke sind Fasten und Almosengeben, und die notwendigen Attribute der Rechtgläubigkeit Beschneidung und mechanisches Herplappern des Rosenkranzes und die dazu üblichen Verbeugungen gegen der Kábba.

Wie es aber mit dem Fasten gemeint ist, sieht man während des sogenannten Nómpu (d. h. die 30tägige Fastenzeit des Ramazam). In keiner Zeit des Jahres ist unter den Maplas die Völlerei grösser als gerade während des Nómpu; nur darf diese nicht vor Sonnenuntergang beginnen und den Sonnenaufgang nicht überdauern. Es ist in der Tat possierlich, an einem solchen Nómpu-Abend durch einen Mapla-Bazar zu wandern und zu sehen, wie jeder Mapla eine Melone, Gurke oder Kokosnuss in der linken Hand und ein Messer in der rechten unruhig hin- und herrennt, sehnsuchtsvolle Blicke nach Westen wirft; im Moment, wo die Sonne im arabischen Meere untertaucht, fährt er mit dem Messer in die Melone etc. Der Nómpu ist die Zeit der Küchennöte europäischer Hausfrauen in diesem Lande. Kaum ein mageres Hühnlein und etliche schlechte Eier lässt der gewaltige Vielfrass Mapla für unsern europäischen Tisch übrig. Fast das ganze Hühnergeschlecht wandert in die weiten Mägen der Maplas. Die Maplakrämer durchziehen in hellen Haufen das Land und kaufen alle Lebensmittel auf für das 30tägige Fasten!

Die Beschneidung wird an den Knaben vom 5. bis 8. Lebensjahr gewöhnlich vom Barbier vollzogen. Sie nennen diesen religiösen Akt Marga-Kalyanam oder auch Murimangalam. Der erste Ausdruck bedeutet etwa Rechtgläubigkeitsfreude und der zweite Beschneidungsfreude. Aus beiden Benennungen geht klar hervor, dass diese Zeremonie als ein sehr freudiges Ereignis im Leben des Mapla betrachtet ist. Die Beschneidungskandidaten unterziehen sich dieser unangenehmen Operation deshalb in der Regel mit grossem Gleichmut. Ein opulentes Mahl gehört bei den Reichen notwendig zu dem Zeremoniell. Nachbarn und Freunde nehmen an dem freudigen Ereignis lebhaften Anteil.

Kinderheiraten kommen hin und wieder unter den Maplas vor, obwohl sie den Regeln des Koran widersprechen. Polygamie, obwohl

theoretisch gestattet, kommt in der Praxis nicht oft vor, weil der Unterhalt der Frauen auch in diesem Lande gar nicht billig zu stehen kommt, obwohl sie dem Tyrannen Mode nicht huldigen, wie ihre europäischen Schwestern. — Ehescheidungen sind sehr erleichtert, aber sie sollen auch bei den Maplas nur nach der allgemeinen Malayalamregel stattfinden; diese Regel lautet: „Tscholli kottu, nulli kottu, talli kalla“, d. h. „Ermahne, strafe (wörtlich kneipe), verstosse.“ — Für ein Frauenzimmer ist es die grösste Schmach, keinen Mann zu finden. Vielfach bleibt die junge Frau auch noch nach der Verheiratung im elterlichen Hause, und der Mann macht ihr dort seine Besuche und sorgt für Kleidung und Nahrung. Diese Unsitte hängt jedenfalls teilweise mit dem unter den nördlichen und südlichen Maplas herrschenden Nepotismus zusammen, auf den ich weiter unten noch zu sprechen kommen werde.

Die Hochzeiten werden besonders bei den Reichen mit viel Pomp und Aufwand abgehalten. Der Bräutigam wird reich gekleidet, mit Musik, Trommeln und Gesängen in Prozession mit Fackelschein, Feuerwerk und Schiessen ins Haus der Braut geleitet. Um Ihnen einen kleinen Begriff zu geben von dem Aufwand bei einer solchen vornehmen Hochzeit, will ich mitteilen, was mein reicher Maplanachbar Kéy seiner Zeit für die Hochzeit seines Sohnes aufwandte, d. h. teils für das achttägige Festessen brauchte, teils an Arme verteilen liess:

1400 Mudis Reis (circa 700 Säcke),
 17000 Eier,
 60 Ziegen,
 Zahllose Fische und Gemüse,
 Wagenladungen von Orangen und Platanen,
 Hunderte von Flaschen Sherbet, Rosenwasser und Eau de
 Cologne.

Ausserdem waren zahllose andere Dinge nötig. Tag und Nacht dauerte die Verteilung von Geld und Reis an die armen Glaubensgenossen. Die Zimmer für die Geladenen waren mit Polstern und rotem Atlas ausgelegt. Aber wie sah das Alles nach der Hochzeit aus? Alle Kissen waren mit dem roten Betelsaft und dem zum Betelkauen unentbehrlichen Muschelkalk bis zur Unkenntlichkeit besudelt.

Bei Krankheiten wird nicht blos Arznei verabreicht, sondern der Tangel (Priester) wird gerufen und murmelt allerlei Gebete und besprengt den Patienten mit Weihwasser; daneben benützt der Mapilla auch sehr fleissig die Mantroms (Zaubermittel) der Hindus, ja bringt sogar irgend einem heidnischen Kuttitschätten (Dämon) ein Opfer. Ihr Aberglaube steht dem der Hindus in nichts nach. Sie suchen sich, ihre Kinder und Weiber gegen die Einflüsse böser Geister, gegen den

Blick böser Menschen zu feien durch kleine, goldene und silberne Büchsen, in denen entweder ein Zauberpulver oder ein Koranspruch eingeschlossen ist. Die Männer tragen diese Büchsen am Oberarm oder an den Lenden; die Weiber am Hals oder an den Lenden. Häuser werden vor Unglück geschützt durch Anhängen oder Ankleben von Koransprüchen.

Liegt eine Person im Sterben, so rezitirt der Tangel über ihr das 36. Kapitel des Koran. Ist der Tod eingetreten, so schliessen die Angehörigen dem Dahingeschiedenen die Augen; man streckt ihm die Füsse und bindet sie zusammen. Das Leichenbegängnis muss so schnell als möglich von Statten gehen. Alle Männer der Nachbarschaft strömen herbei und stimmen mit wilder Stimme eine jener unheimlichen Totenklagen an, die, wenn man sie auch nur einmal gehört hat, nicht mehr vergessen werden kann. Särge benützt man nicht, sondern wickelt den Leichnam in Tücher und trägt ihn auf einer Bahre auf den Gottesacker, der meist ein äusserst vernachlässigtes Stück Land um die Moschee herum ist. Nachdem der Priester die Gebete gesprochen, wirft jeder Teilnehmer sieben Hände voll Erde in das Grab. Am Kopf- und Fussende des Grabes wird ein roher Stein als einziges Denkmal auf gepflanzt. 40 Tage lang wird im Hause des Verstorbenen zu seinem Gedächtnis ein Licht gebrannt; am zehnten und vierzehnten Tage nach dem Sterben finden Leichenmale statt.

Die Mapla-Moscheen weichen in der Form wesentlich ab von den Moscheen in der übrigen mohammedanischen Welt und nähern sich sehr der Form heidnischer Tempel in Malabar. Minarets sind unbekannt. Aeusserlich gleichen sie einigermaßen einem Schweizer-Bauernhof, mit hohem, vorspringendem Giebel, in dessen Spitze der Priester die Gebetstunden ausruft. Eine Pilgerfahrt nach Mekka gilt als höchstes Ziel der Vollkommenheit und ein solcher Hadji ist eine Respektsperson ersten Ranges, um so mehr, als im Ganzen nicht viele Maplas nach Mekka wallfahrten. Nicht immer sind die Motive einer solchen Mekka-fahrt in einem religiösen Bedürfnisse zu suchen. Oft, wie ich aus mehreren Beispielen nachweisen kann, verbindet ein solcher Mapla-Kaufmann das Angenehme mit dem Nützlichen. Vielleicht droht ihm gerichtliche Arrestation, da ist eine Fahrt nach Mekka eine sichere Ausflucht, dem Arm der Gerechtigkeit zu entrinnen etc.

Ein sehr beredtes Zeugnis für den niederen Bildungsgrad der Maplas liefern die statistischen Erhebungen der Regierung. Weitaus die meisten Verbrechen, namentlich Raub und Einbruch, werden von den Maplas verübt. Oft organisiren sich förmliche Räuberbanden, die nächtlich Gehöfte überfallen, rauben und morden. Bezeichnend für diese Verbrechen ist, dass ihre Motive meist ein Gemisch sind von

schändlicher Habgier, tierischer Sinnlichkeit und religiösem Fanatismus. Bei solchen Überfällen schlachten sie die Männer ab, töten die Kinder, schänden die Weiber, rauben, was an Wertsachen aufzufinden ist, und zünden zuletzt das Haus an. In der Regel werden solche Komplotte vorher sorgfältig geplant, sie holen sich vorher den Segen des Tangel und betrachten sich nun als Solche, die für die Religion streiten, und wenn sie von der Polizei umzingelt sind, verschanzen sie sich in eine Moschee und verteidigen sich wie leibhaftige Teufel bis zum letzten Atemzug. Es kam vor, dass ein solcher Mapla, als er schon am Bajonett eines englischen Infanteristen baumelte, noch einen Soldaten mit seinem Wurfswert verwundete.

Vor zirka sechs Monaten trat in Malapuram ein Tien (Bauer) zum Mohammedanismus über und zwar — wie man sagt — um eine gewisse Maplatschi (Maplaweib) heiraten zu können. Als er seinen Zweck erreicht hatte, wurde er wieder Tien. Aber das erweckte den Fanatismus der Maplas. Eine Anzahl junger Männer weihte sich dem Tode, und von etlichen Reichen fanatisirt, zogen sie aus, den Mann zu töten. Die Polizei bekam Wind, und es gelang den Verschwörern nur, den Mann schwer zu verwunden. Als er aber wieder hergestellt war, taten sich wieder sieben Maplas zusammen und überfielen am 27. Dezember v. J. das Haus des Tien. Da sie ihn nicht zu Hause fanden, schossen sie seinen Bruder nieder und steckten das Haus mit Feuer an. Auf dem Rückwege fiel ihnen ein Brahmine in die Hände, der zum Tempel ging, um zu opfern. Auf ihre Frage, wohin er gehe, erwiderte er furchtsam: „zum Tempel“. — „Ha, nimm das mit“, schrie ihn Einer an und schoss den armen Mann tot. Noch etliche Fanatiker schlossen sich den Mördern an; sie flohen nach Tirukallur, einem grossen Tempel im Nordwesten von Malapuram. Derselbe war schon in früheren Zeiten, da er auf einem steilen Granithügel liegt, von den Nayern stark befestigt und mit einer hohen Ringmauer versehen worden, um so in Zeiten des Aufruhrs als Zuflucht gegen die mörderischen Ueberfälle der Maplas zu dienen. In diesen Tempel warfen sich nun die Auführer. Als Militär und Polizei heranzog und die Fanatiker zur Übergabe aufforderte, erklärten sie einstimmig: „Wir sterben für den Islam“ und richteten sich zur regelrechten Verteidigung ein. In das Tor und in die Ringmauer machten sie Schiessscharten und als erstes Opfer des Angriffs fiel ein englischer Lieutenant. Ein Sturmangriff auf die kleine Feste hätte kolossale Opfer erfordert; man musste seine Zuflucht zum Dynamit nehmen. Unter dem Schutze des Pulverdampfes eines fortgesetzten Salvenfeuers wurde endlich eine kleine Dynamitmine an das Tempeltor gelegt und das Tor in die Luft gesprengt. Als die eilf Verteidiger sahen, dass an kein Entrinnen mehr zu denken

war, stellten sie sich unter die Pforte mit erhobenen Armen, und mit dem Rufe: „Allah, Allah“, fielen Alle, von den Kugeln der Engländer niedergestreckt. Zehn Leichen und ein Schwerverwundeter lagen am Boden, als das englische Militär eindrang. Der Kollektor liess die Leichen unter starker Eskorte nach Kalikut bringen, wo sie im Gefängnishofe mit viel Umständlichkeit verbrannt wurden, um den Fanatikern den Nimbus des Martyriums zu nehmen, weil kein Muselmann ins Paradies kommen kann, dessen Leiche den Flammen überliefert wurde.

Ein allgemeiner Aufstand der Maplas war befürchtet, aber auch diesmal hat das Ausnahmsgesetz, unter dem dieselben stehen, sich bewährt. Seit der Empörung anno 1855 sind nämlich die Vornehmsten Maplas in Malabár für jegliche Empörung ihrer Volksgenossen mit Vermögen und Freiheit haftbar. Eine allgemeine Entwaffnung derselben in den südlichen Kreisen Malabars ist noch im Gang; ein Zeichen, wie ernst die Sache jetzt noch aussieht.

Wie abergläubisch die Maplas sind, zeigte sich auch bei diesem letzten Empörungsversuch. Unter den Maplas wird heute noch die Nachricht kolportirt und geglaubt, dass das Feuer die Leichname der zehn Fanatiker nicht berühren wollte. Erst als im höchsten Zorn der Kollektor seinen Hut in die Flammen geworfen habe, hätte das Feuer seine Schuldigkeit gethan.

Vor dem 1855er Aufruhr, bei dem auch der edle Kollektor Conolly ermordet wurde, hatten die Maplas das Recht, Waffen zu tragen. Ihre Nationalwaffe aber ist ein kurzes Wurfswert, das sie mit sehr grosser Geschicklichkeit zu handhaben verstehen. Diese Waffe hat Ähnlichkeit mit einem Hackmesser und wurde von jedem Mapla im Gürtel getragen. Jetzt ist das öffentliche Tragen desselben verboten. Sie haben eine solche Fertigkeit im Schleudern dieser Waffe, dass sie damit auf bedeutende Entfernung hin dem Feinde Hand oder Bein abwerfen können. Im 1876er Aufstand machten die Verschwörer ausgiebigen Gebrauch von dieser Waffe, und als ein englischer Lieutenant den Säbel erhob zum Kommando, flog ein Wurfswert durch die Luft und schlug ihm so kunstgerecht den Daumen ab, dass kaum ein Chirurg ihn schöner hätte operiren können.

Fast noch grösser als die Tollkühnheit dieses Volkes ist seine ungemaine Geschicklichkeit für den Handel. Was der Jude für Polen, das ist der Mapla für Malabar. Es gibt kaum eine Branche im Handelsverkehr, deren sich die Maplas nicht zu bemächtigen versuchten. Der Mapla ist ein geborner Kaufmann. Seine ausserordentliche Energie, seine Sparsamkeit, sein Scharfsinn im Aufspüren von Kaufgelegenheiten, kurz seine ganze Naturanlage prädestinirt den Mapla zum Kaufmann. Ein starker Bruchteil lebt vom Fischfang, und Viele sind geschickte

und zuverlässige, dabei waghalsige Bootsleute. Die Lebbies sind fleissige Weber. Sie ahmen mit Geschick europäische Muster nach, obgleich ihr Webstuhl noch derselbe primitive ist, wie ihn die Hinduweberkaste seit mehr als einem Jahrtausend gebraucht. Schwere Gewebe lassen sich auf demselben nicht herstellen, diese sind ja auch im Tropenland nicht besonders gesucht.

Viele Maplas leben als Grossgrundbesitzer vom Ackerbau, und die kastenlosen Tscherumar sind dann ihre Feldarbeiter. Der Mapla ist ein anstelliger und zuverlässiger Unternehmer und Akkordant. Als Mackler leistet er den europäischen Firmen ausgezeichnete Dienste, während in den meisten Fällen der Malayali ein ganz unzuverlässiger Mittelsmann ist. Doch gilt es für den Europäer, die Augen recht offen zu halten diesem geriebenen Mapla gegenüber; denn dieser versteht famos zu rechnen, und es ist kaum einmal zu befürchten, dass er in Nachteil gerät. Auf den Mapla passt das Hebel'sche Wort prächtig: „Un 's Einmoleins es isch a Grus, es luegt em zu den Auganus.“ Wenn der Maplakrämer mit der unschuldigsten Miene für einen Artikel zehn Rupies fordert, so darfst du ihm ebenso unbefangen eine Rupie bieten, und in den meisten Fällen schlägt er dir dein Angebot nicht ab. Ich habe selbst um einen Fingerring herabhandeln helfen von R. 100 auf R. 5 und ich hätte ihn auch bekommen, wenn ich nur gewollt hätte. Ein gut Teil Unverfrorenheit muss man haben im Umgang mit diesen Geldmensen, und europäisches Takt- und Zartgefühl hilft da rein gar nichts. Wehe deshalb dem kauflustigen europäischen Neulinge in diesem Lande, der ohne erfahrenen Freund an der Seite zu haben, dem Maplakrämer in die Hände fällt. Mich selber haben solche Gesellen, als ich ankam im Lande, noch auf dem Schiffe rein ausgeplündert und alle mir angehängten goldenen Ringe und Edelsteine entpuppten sich als Tombac und Glas.

Ein Mapla findet sich in allen Lagen zurecht. Keine Arbeit und kein Handwerk verschmäht er, wenn er dabei einen Profit machen kann. Obgleich durchweg schlecht geschult, sind sie im praktischen Leben ausgezeichnete Rechner. Ich kannte einen armen, krüppelhaften Maplajungen, der mich durch seine wunderbaren Rechenkünste oft in Erstaunen setzte. Bei solcher Energie und Weltklugheit muss man sich höchlich verwundern, dass die Maplas sich von den Brahminen das schmachlichste Joch auflegen liessen, das man einem Manne auflegen kann, nämlich das Neffenerbrecht, das sie nun mit den Hindu-kasten der Nayers und Tiers gemein haben. Nur die Maplas, die zum ehemaligen Reich des Kalikut Tamutiri gehörten, haben das gemeine Erbrecht beibehalten. Obgleich diese höchst sonderbare Institution unläugbare Vorzüge hat für ein vorzugsweise ackerbautreibendes Volk,

wie Malabaren sind, so beruht doch die ganze Einrichtung auf einer totalen Verkehrung göttlicher und menschlicher Ordnung und ist in erster Linie der Ausfluss des hierarchischen und politischen Despotismus der Brahminen und, so weit es die ihnen am nächsten stehenden Nayer betrifft, ein Mittel ihren fleischlichen Lüsten ohne alle Einschränkung zu dienen, ohne dass daraus für ihren eigenen Familienbesitz irgend welche Beschränkung oder Belastung erwüchse. Da nur der älteste Sohn in einer Malayalam Brahminenfamilie eine Brahminin heiraten darf, haben alle andern Söhne nur Konkubinen in den Nayerhäusern und die Nachkommenschaft dieses Konkubinats sinkt ins Nayerthum zurück. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die sittlichen Nachteile und die schreienden Ungerechtigkeiten, die dieses teuflisch-raffinierte System im Gefolge hat, einzugehen; nur zwei Punkte will ich berühren. Tausende und aber Tausende junger Brahminenmädchen sind damit zu einem ewigen Zölibat und damit nach Anschauung der Orientalen der Verachtung preisgegeben; ihre ihnen vom Schöpfer gegebenen Naturrechte werden aufs Schändlichste mit Füßen getreten, oder aber sie machen ihre Naturrechte geltend und überliefern sich damit dem Zorn der Familie, und man stösst sie wie Hunde aus dem Tarawadu (Familienverband) hinaus und verkauft sie als Huren an die Maplas. In Bezug auf die Nayer aber kann die Folge nur die sein, dass diese Kaste eigentlich weiter nichts mehr ist, als ein Réceptacle des brahminischen Unflats, ein grossartiges Bordell für die Hierarchie dieses Landes. In Bezug auf die Maplas aber ist diese Einrichtung ebenso demoralisirend, und es ist kein Wunder, wenn in den Herzen der Männer auch der letzte Funke der Achtung vor der Würde des Weibes erstorben ist und er im Weibe eigentlich nichts weiter sieht, als ein Tier, das gerade noch gut genug ist zum Werkzeug für seine viehischen Lüste. Man denke nicht, ich male zu grell, nein! Der europäische Anstand erlaubt mir nicht, in den wirklichen Farben zu schildern. Vielleicht finde ich später einmal Zeit, Ihnen Näheres über dies sogenannte Marumakatayadharmam (Neffenerbrecht) mitzuteilen.

Nach dem Marumakatayadharmam kann also das Vermögen eines Mannes immer nur an seinen Neffen, d. h. den Sohn seiner Schwester, übergehen; man könnte es deshalb auch die Erbfolge in weiblicher Linie nennen, während die männliche Linie eigentlich nur den Genuss des Tarawadu hat. Nur was ein Mann juristisch nachweisbar erworben hat, kann er auf seine Kinder vererben. Das älteste männliche Glied des Tarawadu (Familie) ist der Karanaren, d. h. der Verwalter des Familienbesitzes. Über seine Transaktionen mit dem beweglichen Vermögen ist er keinem Menschen ausser der Regierung verantwortlich, und die übrigen Familienglieder haben nur das gerichtliche Be-

schwerderecht gegen ihn offen, wenn er seine Vollmacht missbraucht, und nur das Gericht kann ihn absetzen, im Fall die Beschwerde begründet ist. Liegenschaften kann er aber nie veräussern ohne den einstimmigen Konsens aller Tarawadakar, d. h. sämtlicher Glieder der Familie. Wie schwerfällig, ja oft ganz unmöglich es wird, ein Stück Land zu kaufen, liegt auf der Hand. Vor zirka 8 Jahren kaufte ich ein kleines Grundstück im Wert von zirka 1200 Fr. Um den Kaufbrief zu unterzeichnen und gültig zu machen, hatte ich die Unterschrift von 26 Personen, Männern, Weibern und Kindern, nötig. Es brauchte wochenlange Scherereien, bis ich den Trupp glücklich einmal beim Notarbureau hatte. Die Männer der Familie mussten förmlich die Weiber und Mädchen in das Amtslokal hereinschleppen, und der Beamte hatte seine liebe Not, ihnen die Hand zu führen beim Unterzeichnen des Vertrags.

Weil nach dem Marumakatayadharmam alles Besitztum Familien-eigentum ist, erfordert es die grösste Vorsicht bei Abschluss von Geschäften, namentlich bei Kaufverträgen. Jeder Kauf, bei dem nicht alle Tarawadakar zustimmen, ist anfechtbar. Wer kann aber untersuchen, ob alle zugestimmt haben?

Einer der angesehensten Kaufleute in Tellicherry, ein Mapla Namens Bapatschi, ein Millionär, stand jahrelang mit der französischen Firma B. in Tellicherry in Verbindung. Beide haben unbeschränkten Credit bei der Oriental Bank und Herr B. eröffnet dem Bapatschi für 500,000 Rupies Credit bei dieser Bank auf grossartige Einkäufe von Kaffee. Bapatschi versilbert die Wechsel auf der Oriental Bank und legt ohne Zweifel den grössten Teil des Geldes in das Tarawada (Familienvermögen) und tritt dann als Hadji eine Mekkafahrt an. Als kein Kaffee eintrifft, schlägt Herr B. Lärm, aber Bapatschi ist verschwunden, und das Tarawada erklärt sich unverantwortlich für Bapatschi; man ruft die Gerichte an, sie aber müssen erklären, dass Herr B. seine Hand nicht aufs Tarawada legen könne. Die Bank hält sich nun an Herrn B., und der Konkurs wird eingeleitet. Sein musterhaft eingerichtetes Kaffeewerk, seine fürstliche Wohnung, all sein Hab und Gut kommt unerbittlich unter den Hammer. Herr B. steht als ein Bettler in der Welt; die Arbeit vieler Jahre hat ein elender Schurke vernichtet, und das Vermögen dieses französischen Gentleman liegt sicher in den Truhen des Tarawada von Bapatschi. Herr B. wird Schreiber in einem englischen Geschäft und hat sich nun endlich wieder mit Mühe und Schweiss eine erträgliche Existenz errungen. Bapatschi bleibt ruhig zwei Jahre in Mekka sitzen; dann kehrt er nach Tellicherry retour, muss ein Jahr lang hinter Schloss und Riegel sein und kehrt dann wohlgenut in den Schoss seines Tarawada

zurück, dem er so treue Dienste geleistet. Herr B. aber wohnt nun bei seinem im englischen Zivildienst stehenden Sohne und hat Zeit nachzudenken über das Malayalam-Sprichwort: „Vastu pōyal, budhi tonum,“ d. h. Ist die Sach' aus dem Rand, dann kommt der Verstand.

Das Kurgland (in Indien).

Vortrag von C. Stolz, Buchhändler.

Das Gebiet, für welches ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte, ist zwar eines der kleinsten Länder des grossen indobritischen Reiches, bildet aber nicht nur politisch einen Staat im Staate, sondern weicht auch in mancher Beziehung von der landläufigen indischen Lebensführung ab. Ferner ist es ein Alpenland, dessen herrschende Race einen Patriotismus und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit an den Tag legt, wie sie zwischen Cap Comorin und dem Vindya-gebirge kaum wieder gefunden werden. Damit auch die Untertanländer und zugewandten Orte nicht fehlen, beherrscht Kurg zwar nicht abgegrenzte, fremde Gebiete, hat aber ganze Volksklassen, die zum Teil im Sklavenverhältnis gestanden haben und auch jetzt sich nicht zu den Herren des Landes rechnen.

Mein zweimaliger Aufenthalt im Lande erstreckte sich im Ganzen auf drei Wochen, und während eines Jahrzehnts hatte ich Verkehr mit Bewohnern Kurgs. Trotzdem würde ich mir nicht erlauben, nur auf Grund des Gesehenen und sonst Erfahrenen Ihnen eine Schilderung des Landes zu geben, weil eben viele Details sich nur bei längerem Aufenthalt gewinnen lassen. Für diese standen mir in einer deutschen Arbeit von Dr. Mögling¹⁾ und einem unter den Auspizien der Regierung herausgegebenen Coorg Gazetteer zuverlässige Quellen zu Gebote, die es mir möglich machen, das Fehlende in bester Weise zu ergänzen.

Der Name Kurg ist eine Verunstaltung von Kodagu oder Kodamale, gleich steiles Gebirge. Bekanntlich gehört es zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der Engländer, dass sie schwer auszusprechende Namen sich mundgerecht machen. So entstand z. B. Calicut aus Kōri-

¹⁾ Das Kurgland. Basel, 1866.